

## Was heißt „Vorhandensein“? Die kulturwissenschaftliche Relevanz einer Klärung

Claus Schlaberg, Celle

Ging es um einen Text, zu dem aus Veröffentlichungen Heideggers Äußerungen vorhanden waren, durfte nie eine derartige Deutung zitiert werden, Heidegger wollte nicht das hören, was er dazu gesagt hatte, sondern was wir aus dem Text herauszulesen imstande waren (Arendt 1969: 893–904).

**Summary.** This contribution builds on the idea of integrating truth-fulfilling entities into a truth-conditional semantics. It asks which kind of truth conditions are to be considered for statements of something being really there – as opposed to just being an intentional object. The adverbial theory of perception treats experiences, for example appearances (visual experiences), as ‘adverbially’ classified. As a further approach towards how an object is related to its appearance (being experienced visually), semantical externalism is considered. On this basis, it is proposed that the notion of existence can be understood as a disposition to be experienced: *y* being really there is explicated as a disposition to experiences that are adverbially characterized as *y*-experiences. This approach helps to understand the different perspectives of the natural sciences and the arts and humanities. While the natural sciences are directed towards *y*, the arts and humanities primarily deal with *y*-experiences.

**Zusammenfassung.** Dieser Beitrag baut auf der Idee auf, Wahrmacher in eine Wahrheitsbedingungen-Semantik zu integrieren. Speziell geht er der Frage nach, Wahrheitsbedingungen welcher Art für Aussagen in Frage kommen, die einer Sache Vorhandensein – im Unterschied dazu, bloßes intentionales Objekt zu sein – zuschreiben. Die adverbiale Theorie der Wahrnehmung behandelt Erleben, zum Beispiel Erscheinungen (visuelles Erleben), als ‚adverbial‘ klassifizierbar. Als weiterer Ansatz zur Charakterisierung des Verhältnisses einer Erscheinung (visuelles Erleben) zu dem jeweils Erscheinenden wird der semantische Externalismus berücksichtigt. Auf dieser Grundlage wird Vorhandensein von *y* als Disposition zu *y*-Erleben begriffen: Dass *y* vorhanden ist, wird als Disposition zu sol-

chem Erleben verstanden, das adverbial als *y*-Erleben charakterisiert ist. Dieser Ansatz trägt dazu bei, die verschiedenen Perspektiven der Naturwissenschaften und der Kulturwissenschaften verständlicher zu machen. Naturwissenschaften sind auf *y* gerichtet, während die Kulturwissenschaften vor allem *y*-Erleben thematisieren.

## 1. Wahrmacher

Einige Entitäten sind jeweils wahr oder falsch, sei es auch mehr oder weniger wahr beziehungsweise mehr oder weniger falsch. Das gilt etwa für Sätze, Aussagen, Äußerungen von Sätzen oder Propositionen, also die wahrheitswertfähigen Entitäten, sagen wir kurz: Aussagen. Logik befasst sich mit Beziehungen zwischen Aussagen als Trägern von Wahrheitswerten, und zwar mit solchen Beziehungen, die notwendigerweise gelten, ohne dafür die Wirklichkeit berücksichtigen zu müssen. Als eine solche Beziehung mag etwa gelten: „Emma schwimmt“ ist wahr nur dann, wenn „Jemand schwimmt“ wahr ist. Dementsprechend folgt „Jemand schwimmt“ aus „Emma schwimmt“.

Nun überzeugt uns auch: „Emma schwimmt“ ist wahr nur dann, wenn Emma schwimmt (vgl. Tarski 1980). Hier geht es nicht um eine Beziehung zwischen Aussagen, sondern um die Wahrheit einer Aussage zum einen und etwas anderes (jedenfalls keine Aussage), wovon diese Wahrheit abhängt, zum anderen. Manchmal heißt es: Etwas *macht* die Aussage *wahr*. Dieses *Wahrmachen* ist keine kausale Beziehung wie die Beziehung zwischen einer Infektion und einem Husten. Husserl kam der Sache näher. Er sprach von der Bedeutungserfüllung durch die „Akte, die [...] in der logisch fundamentalen Beziehung zu [dem Ausdruck] stehen, daß sie seine Bedeutungsintention mit größerer oder geringerer Angemessenheit erfüllen (bestätigen, bekräftigen, illustrieren) und damit eben seine gegenständliche Beziehung aktualisieren“ (Husserl 1980a: 38).

Auch wenn Willi sich angesteckt hat und also unter einer Infektion leidet, braucht er nicht zu husten. Und auch wenn er hustet, braucht er nicht von einem Erreger infiziert zu sein. Eine Infektion kann ein Husten (mit-) verursachen. Dass Willi eine Infektion hat, bedarf jedoch anderer Wahrmacher als eines Hustens. Und dass Willi hustet, bedarf anderer Wahrmacher als einer Infektion. Eher hat „wahr machen“ im hier interessanten Sinne etwas damit zu tun, was man *unter p*, zum Beispiel unter „Emma schwimmt“, *versteht*. „Emma schwimmt“ ist wahr nur dann, wenn Emma (unter anderem) länger im Wasser (in dem sie nicht mehr stehen kann) verbleiben kann, ohne unterzugehen. Fragen betreffen dann zum Beispiel, inwiefern das, was man – informell ausgedrückt – unter *p* versteht, *im Kopf* ist und inwiefern es nicht im Kopf ist (vgl. Smith und Simon 2007: 5). Und: Was versteht man darunter, dass Emma länger im Wasser verbleiben kann, ohne unterzugehen? Wenn man so weiterfragt, muss man wahrscheinlich früher

oder später auf etwas zeigen, wie man es mit Bezug auf „Emma schwimmt“ von Anfang an tun kann: „Unter ‚Emma schwimmt‘ versteht man so etwas wie das da...“ [Sprecher zeigt auf die schwimmende Emma]. Und das, worauf man zeigt, ist nicht im Kopf, sondern in der Wirklichkeit, etwa eine Situation (vgl. Barwise 1981; Kratzer 2014). Situationen sind als Wahrmacher in Betracht gezogen worden. Weitere Details betreffen zum Beispiel die Frage, ob jede Aussage jeweils genau einen Wahrmacher hat oder ob dies eher nur auf atomare Aussagen (bei Wittgenstein: Elementarsätze, vgl. Wittgenstein 1963: 51) zutrifft, zum Beispiel: ob Negationen  $\neg p$  einen eigenen Wahrmacher erfordern oder nur das Fehlen eines Wahrmachers für ihr Pendant  $p$ .

Wenn man Tautologien oder analytisch wahre Sätze anerkennt, wird man deren Wahrheit vielleicht nicht für abhängig von Wirklichkeit halten; es genüge vielmehr eine Form wie  $\neg(p \wedge \neg p)$  dafür, dass sie wahr sind. Und für Aussagen wie „Es gibt Einhörner“ kann man auf „Hume’s and Kant’s puzzlement over what existence would add to an object“ (Nelson 2012: 1) hinweisen, um zu begründen, dass mit derartigen Aussagen nichts über irgendetwas ausgesagt werde. Das ist ein spezieller Fall, dem wir uns nun zuwenden werden. Vielleicht wirft dieser spezielle Fall ein Licht auf Wahrmacher im Allgemeinen. Wovon hängt es ab, ob es Einhörner wirklich gibt? Was verstehen wir unter einer solchen Redeweise, also darunter, dass es Einhörner wirklich gibt?

## 2. Vorhandensein

Seit klar ist, dass man *auf etwas gerichtet sein, an etwas denken, von etwas träumen, sich etwas wünschen, ...* kann, das es nicht wirklich gibt (vgl. Meinong 1904, Reicher 2014), stehen sich im Wesentlichen zwei Lager gegenüber, von denen das eine *nichtexistente* Gegenstände annimmt und das andere nur das Reale als existent akzeptiert und deshalb Bezugnahmen auf *Nichtexistentes* nicht als Relationen zu irgendetwas auffasst – denn man fürchte nichts, wenn man sich vor dem Ungeheuer von Loch Ness fürchtet. Linguistisch weisen verschiedene sogenannte *Existenzprädikate* unterschiedliche semantische Eigenschaften auf. Moltmann fasst einige Resultate zusammen: „More precisely, *there*-sentences can quantify over past, merely possible, and merely intentional objects, objects that the predicate *exist* (or other existence predicates) could not be true of“ (Moltmann 2013: 2.4). Ein Beispiel: „There are historical buildings that do no longer exist.“ Es gibt nicht mehr existente historische Gebäude zum jetzigen Zeitpunkt nur in einem weiteren Sinne als in demjenigen, in dem tatsächlich jetzt existierende Gebäude *existieren*. Das hängt allerdings nicht starr von Bedeutungen zum Beispiel von „es gibt“ und „existieren“ ab, denn in manchen Kontexten übernimmt „es gibt“ die Rolle, die „existieren“ in anderen Kontexten spielt: In „Es gibt kein Ungeheuer von Loch Ness“ meint man mit „es gibt“ wirkliche Existenz, während „es gibt“ in „Es gibt ein

Ungeheuer, das allerdings nicht wirklich existiert“ in einem weiteren Sinne zu verstehen ist.

Die Rolle, die hier „wirklich existieren“ spielt, ist nun von besonderem Interesse für Philosophie und Wissenschaften. Als Ausdruck für Existenz in diesem engeren Sinne verwendet Heidegger als Gegenstück zu seinem berühmten Terminus „zuhanden“ das deutsche Wort „vorhanden“ (Heidegger 1972: 75, 99). Wer meint, im Loch Ness lebe ein Ungeheuer, meint, dass ein Ungeheuer in dem See vorhanden ist – nicht nur, dass Leute an ein Ungeheuer im See denken oder ein Geschäft mit seiner Popularität machen. Die Relevanz des Vorhandenseins liegt nun darin, dass es spezifisch für die Gegenstände der Wissenschaften ist! Die Wissenschaften befassen sich mit dem Vorhandenen. Das gilt besonders offenkundig für die Naturwissenschaften. Doch spielt das Vorhandensein auch eine wesentliche Rolle in den Kulturwissenschaften. Von Vorhandenem hängt es ab, womit sich Kulturwissenschaftler beschäftigen. Sie mögen sich durchaus mit dem Ungeheuer von Loch Ness befassen, allerdings nur deshalb, weil es Gegenstand realer – vorhandener – Bezugnahmen ist. Wenn zum Beispiel Erdichtetes wissenschaftlich Thema ist, dann beruht dessen Relevanz darauf, dass es in tatsächlichen Prozessen erdichtet und in tatsächlichen Prozessen auf es Bezug genommen wurde beziehungsweise wird. Sherlock Holmes ist literaturwissenschaftlich von Interesse, weil er wirklich erfunden wurde und seine Geschichten in wirklichen Prozessen gelesen beziehungsweise in Filmen wirklich verfolgt wurden. Im Grunde befassen sich Kulturwissenschaftler mit Sherlock Holmes nur insofern, als sie sich mit geistigen Bezugnahmen auf Holmes und bildhaften Darstellungen Holmes' befassen. Diese Bezugnahmen sind real, wahrscheinlich in vorhandenen physiologischen Prozessen realisiert.

Um uns mit Vorhandensein zu befassen, müssen wir nicht von Vorhandensein als einer Eigenschaft sprechen. Das würde voraussetzen, Eigenschaftstheorien gezielt Rechnung zu tragen. Fragen wir vorerst nur: Haben Aussagen, die ihrem Thema jeweils Vorhandensein zuschreiben, Wahrmacher? Eins dürfte aus Gründen bloßer Kompositionalität ziemlich sicher sein: „vorhanden“ und je nach Kontext auch „real“, „gibt es wirklich“ u.a. leisten jeweils einen Beitrag zu den Bedeutungen – oder einfach nur: zu den Wahrheitsbedingungen – von Aussagen. Ausgerechnet Quine hat ausdrücklich darauf hingewiesen, dass „is at“ ein Beitrag zu den Wahrheitsbedingungen von Aussagen zukommt (Quine bezieht sich auf „Carnap's initial language of sense data and logic“ in Carnap 1928, wobei er darauf hinweist, dass „is at“ in Carnaps Konstitutionssystem undefiniert bleibt, Quine 1961b: 40). Ohne „gibt es wirklich“ wäre der Ausdruck „Das Ungeheuer von Loch Ness gibt es wirklich“ nicht einmal wahr oder falsch. „das Ungeheuer von Loch Ness“ ist nur noch eine Bezeichnung für ein Ungeheuer, keine Aussage mehr über das Ungeheuer. Dann allerdings leisten „ist vorhanden“, „ist real“ und dergleichen einen Beitrag zur Bedeutung von Aussagen, kann man also von einer Sache sinnvoll behaupten, dass sie vorhanden ist.

Für Aussagen, die einer Sache Vorhandensein zuschreiben, birgt die Frage nach ihren Wahrmachern besondere Schwierigkeiten. Oft wurde der Satzgegenstand, das Thema des Satzes, als das oder als ein Teil dessen angenommen, was die Aussage jeweils wahr macht. Zum Beispiel gehöre Emma zu dem, was „Emma schwimmt“ wahr macht, etwa zu einer Situation, die so geartet ist, dass man sagen kann, dass Emma in dieser Situation schwimmt. Kit Fine versteht unter einer Wahrmacher-Semantik eine Wahrheitsbedingungen-Semantik, die einem „objectual approach“ folgt (Fine 2017: 2): „states“ oder „situations“ seien als Verifizierer anzunehmen, und zwar als exakte Verifizierer derart, dass zum Beispiel Regen – nicht aber Regen und Wind – die Aussage, dass es regnet, verifiziert (Fine 2017: 3). Demnach wäre jeweils das, wovon eine Aussage handelt, auch das, was sie wahr macht. Fine ordnet einer Aussage jeweils deren Verifizierer  $| p |^+$  zum einen und deren Falsifizierer  $| p |^-$  zum anderen zu: „we shall find it helpful to give separate clauses for when a statement is verified and for when it is falsified“ (Fine 2017: 7). Wenn nun ein state eine Formel  $\neg B$  falsifiziere, dann verifiziere es  $B$  (Fine 2017: 8). Die Zuordnung jeweils einer Menge von Verifizierern einerseits und einer Menge von Falsifizierern andererseits zu einer atomaren Formel ist teilweise dadurch motiviert, dass Fine eben nicht ganze Welten als Verifizierer beziehungsweise Falsifizierer annimmt, sondern in der Tradition der Situationssemantik (vgl. speziell Barwise 1985) für eine Aussage jeweils relevante Situationen oder „states“ (Fine 2017: 3). Der Übergang von der Atomizität von  $p$  zur Negation  $\neg p$ :

$$s \Vdash \neg p \text{ if } s \Vdash p$$

$s$  verifiziert  $\neg p$ , wenn  $s$   $p$  falsifiziert.

Eine Situation spricht dafür, dass kein Ungeheuer im Loch Ness vorhanden ist, wenn sie dagegen spricht, dass ein Ungeheuer im Loch Ness vorhanden ist.

Betrachten wir als Beispiel eine Situation aus Theodor Storms Novelle *Der Schimmelreiter* (Storm 1988: 76ff.): Zwei Jungen sehen von der Küste aus einen Schimmel auf einer Insel, der Jevershallig, weiden. Einer der Jungen rudert hinüber und sieht auf der Insel statt des weidenden Schimmels das Knochengerüst eines Pferdes liegen. Überdies erfährt er von seinem Freund, dieser habe ihn von der Küste aus neben dem weidenden Schimmel stehen sehen. Zuerst spricht also eine Situation dafür, dass auf der Jevershallig ein Schimmel vorhanden ist (und nicht nur ein Knochengerüst). Diese Situation wird von beiden Jungen gesehen. Eine andere Situation, die der Junge sieht, der hinübergerudert ist, spricht jedoch dafür, dass kein Schimmel vorhanden ist. Hier kann man intuitiv die Verifizierer von  $p$  von den Falsifizierern von  $p$  unterscheiden. Und was dagegen spricht, dass dort ein Schimmel steht, spricht dafür, dass dort nicht ein Schimmel steht.

Wovon hängt die Wahrheit von Vorhandenseinszuschreibungen ab? Als Wahrmacher werden Entitäten – Dinge, Situationen, ... –, die nicht Sätze sind, ins Auge gefasst. Für eine Vorhandenseinszuschreibung zu  $y$  sollte

man allerdings genauer werden können als nur anzunehmen, dass es etwas gibt, was sie wahr macht. Man wird wenigstens  $y$  als Teil dessen heranziehen, wovon die Wahrheit der Aussage abhängt. Das ist nicht spezifisch für Vorhandenseinszuschreibungen, sondern eine für Prädikation allgängerische Auffassung. Für Beispiele wie „John is hungry“ gelte: „they are in effect existentially quantified and assert the existence of some state, quality or process satisfying a certain description“ (Smith und Simon 2007: 92). In dem Beispiel würden John und dessen Hungrigsein dazu gehören. Für Prädikationen des Vorhandenseins im Speziellen: Urteile wie „John exists“ „are true if and only if the entity to which existence is predicated, does in fact exist“ (Smith und Simon 2007: 92). Stellen wir zwei verschiedene Beispiele dieser Art einander gegenüber:

- Am Himmel sind helle Punkte zu sehen. Sie können Sterne, Ufos oder Satelliten sein. Sicher ist allerdings die Beschreibung „helle Punkte“ korrekt. Nun sind Sterne, Ufos oder Satelliten nicht unbedingt helle Punkte. (Manchmal erscheinen sie gar nicht als helle Punkte.) Und wenn ich „helle Punkte“ sage, beschreibe ich korrekt, ohne wirklich zu wissen, ob es sich um Sterne, Ufos oder Satelliten handelt. Es gibt etwas, bezüglich dessen die Beschreibung auf jeden Fall korrekt ist: helle Punkte (oder Flecke), als die gegebenenfalls Sterne, Ufos oder Satelliten erscheinen (vgl. Castañeda 1990; Schlaberg 2017: 56ff.). Als das, bezüglich dessen die Beschreibung korrekt ist, existieren die hellen Punkte. Die hellen Punkte sind allerdings nicht vorhanden, wie es gegebenenfalls die Sterne, Ufos oder Satelliten sind, deren Erscheinungen sie sind. Vielmehr entstehen diese Punkte oder Flecke in mir als Sehendem. In der Tat ist die Existenz – im weiteren Sinne – dieser hellen Punkte erforderlich für die Wahrheit von Aussagen wie „Am Himmel sind helle Punkte zu sehen“ oder „Da sind helle Punkte am Himmel“. Bei dieser Existenz handelt es sich nicht um Vorhandensein. Es kann also Existenz anderer Art als Vorhandensein die Rolle des Wahr-machers für Existenzaussagen spielen, wenn man mit Smith und Simon annimmt, Existenzaussagen seien wahr genau dann, wenn das, dem sie Existenz zuschreiben, existiert.
- „Das Ungeheuer von Loch Ness ist vorhanden.“ Aussagen dieser Art sind typischerweise korrekt so zu verstehen, dass ihre Wahrheit an die Bedingung geknüpft ist, dass das, dem Vorhandensein zugeschrieben wird, vorhanden ist. Existenz anderer Art spielt dafür keine Rolle. Anders gesagt: Wenn die Existenz von  $y$  für das Vorhandensein von  $y$  relevant ist, dann nur Existenz von  $y$  im Sinne von Vorhandensein. „Das Ungeheuer von Loch Ness ist vorhanden“ wird nicht wahr gemacht dadurch, dass jemand an ein Ungeheuer im See Loch Ness glaubt oder es wünscht. Auch „Das Ungeheuer von Loch Ness existiert“ ist in der Regel so zu verstehen, dass dem Ungeheuer Vorhandensein zugeschrieben wird. Dann erfordert die Wahrheit der Aussage ebenfalls, dass das Ungeheuer vorhanden ist.

Nun zurück zu dem Grundsatz von Smith und Simon, Urteile wie „John exists“ seien wahr „if and only if the entity to which existence is predicated does in fact exist“ (Smith und Simon 2007: 92). Wenn es um Existenz im Sinne von Vorhandensein geht, erfordert ihre Wahrheit also Vorhandensein des Satzgegenstandes. Was daran stört, ist der Eindruck von Zirkularität. „John existiert“ werde dadurch wahr gemacht, dass John existiert. Man erläutert auf diese Weise wie Tarski die Wahrheitsbedingung eines Satzes, indem man ihn einerseits metasprachlich erwähnt und andererseits gebraucht: „John existiert“ ist wahr genau dann, wenn John existiert. Mit dem Gebrauch bezieht man sich nicht auf den Ausdruck „John existiert“, sondern ... worauf? Fine nennt es „fact“. Gerade was Existenzaussagen betrifft, könnte es jedoch viel einfacher sein: Nicht ein Fakt, dass John existiert, ist erforderlich für die Wahrheit von „John existiert“, sondern es genügt: John. Man beachte den Unterschied zwischen der nach Tarski formulierten Bedingung

*„John existiert“ ist wahr genau dann, wenn John existiert  
und  
„John existiert“ wird wahr gemacht von John.*

Hier geht es nicht mehr um einen Unterschied zwischen der Erwähnung eines Ausdrucks einerseits und dem Gebrauch desselben Ausdrucks andererseits, sondern um eine Entität, die für die Wahrheit des Ausdrucks erforderlich (und vielleicht hinreichend) ist.

Was kommt dann als Wahrmacher für Aussagen, die einer Sache Vorhandensein *a b s p r e c h e n*, in Frage? Wenn für die Wahrheit von „Das Ungeheuer von Loch Ness ist real“ ein Ungeheuer selbst genügte, könnte für „Das Ungeheuer von Loch Ness gibt es nicht wirklich“ genügen, dass es kein Ungeheuer von Loch Ness wirklich gibt. „If there is no golden mountain, then there does not need to be some other entity whose existence (demotically) entails that this is true. Rather, all that is needed is that there be no golden mountain“ (Smith und Simon 2007: 93). Doch hier ist der Eindruck der Zirkularität ernster zu nehmen. Denn in diesem Fall genügt kein Gegenstand dafür und ist kein Gegenstand erforderlich dafür, dass die Aussage wahr ist. Dennoch ist die Frage berechtigt, warum wir gegebenenfalls berechtigt sind anzunehmen, dass kein Monster im Loch Ness vorhanden ist. Und es ist recht sicher, dass nicht das Thema der Aussage, also das Monster selbst, in Frage kommt. Denn wenn es in Frage käme, dann nicht bloß insofern, als es intentionales Objekt, also zum Beispiel Gegenstand von Glauben, Wünschen und Ähnlichem ist. Dergleichen spielt für Vorhandensein ja gerade keine Rolle. Doch ein vorhandenes Monster darf nicht dafür voraussetzen sein, dass kein Monster von Loch Ness vorhanden ist. Sonst würde die Wahrheit von „Das Ungeheuer von Loch Ness ist nicht vorhanden“ gerade erfordern, dass das Monster von Loch Ness vorhanden ist.

Mit Fines Interpretation der Negation muss die Wahrheit von „Das Ungeheuer von Loch Ness ist nicht vorhanden“ nicht an das Vorhandensein des Ungeheuers geknüpft werden: Was dagegen spricht, dass *p*, spricht dafür,

dass  $\neg p$ . Ein Falsifizierer von „Das Ungeheuer von Loch Ness ist vorhanden“ wäre ein Verifizierer von „Das Ungeheuer von Loch Ness ist nicht vorhanden“. Ausgeschlossen wäre damit nicht, dass neben einem Verifizierer von „Das Ungeheuer von Loch Ness ist nicht vorhanden“ ein Verifizierer von „Das Ungeheuer von Loch Ness ist vorhanden“ besteht (vgl. Fine zu Exklusivität: 2017: 7f.). Dieser Art ist das Beispiel aus Storms *Schimmelreiter*, das den Schimmel auf der Jevershallig *geisterhaft* macht. Manches spricht für sein Vorhandensein, anderes dagegen.

Zwar können wir Fine darin zustimmen, dass die Verifizierer von  $p$  nicht dieselben Situationen umfassen wie die Falsifizierer von  $p$ . Dennoch hängen beide eng miteinander zusammen. Im Falle des Schimmel-Beispiels haben beide mit dem Schimmel zu tun. Im Falle des Ungeheuer-von-Loch-Ness-Beispiels sollten beide mit dem Ungeheuer von Loch Ness zu tun haben. Das entspricht der Relevanz der Wahrmacher beziehungsweise Falschmacher für das jeweils Wahre beziehungsweise Falsche. Wenn nun  $s$  verifiziert, dass  $y$  nicht vorhanden ist (also falsifiziert, dass  $y$  vorhanden ist), gehört sicher nicht  $y$  zu  $s$ , jedenfalls nicht als vorhandener Bestandteil.  $s$  verifiziere ja gerade, dass  $y$  nicht vorhanden ist. Was kann man daher generell mit Bezug auf eine Situation  $s$ , die verifiziert, dass  $y$  vorhanden ist, annehmen? Angenommen:

- (i)  $s$  ist relevant dafür (verifiziert oder falsifiziert), ob  $y$  vorhanden ist
  - (ii)  $y$  ist vorhanden
- Also:  $s$  ist relevant dafür, dass  $y$  vorhanden ist.
- (i)  $s$  ist relevant dafür, ob  $y$  vorhanden ist
  - (ii)  $y$  ist nicht vorhanden
- Also:  $s$  ist relevant dafür, dass  $y$  nicht vorhanden ist.

Je nach Welt ist  $y$  (z.B. das Monster von Loch Ness) vorhanden oder nicht vorhanden. „ob  $y$  vorhanden ist“ bezeichnet in allen Welten dasselbe, in Welten, in denen  $y$  vorhanden ist, dasselbe wie in Welten, in denen  $y$  nicht vorhanden ist! Doch wer in einer Welt, in der  $y$  nicht vorhanden ist, weiß, ob  $y$  vorhanden ist, weiß, dass  $s$   $y$  nicht vorhanden ist (vgl. L.T.F. GAMUT 1982: 128f.). Und in einer Welt, in der  $y$  nicht vorhanden ist, ist eine Situation, die relevant dafür ist, ob  $y$  vorhanden ist, auch relevant dafür, dass  $s$   $y$  nicht vorhanden ist. Und sie enthält jedenfalls nicht  $y$  als vorhandenen Teil. Dieselbe Situation ist in einer Welt, in der  $y$  vorhanden ist, relevant dafür, dass  $y$  vorhanden ist. Daher ist eine Situation, die dafür relevant ist, ob  $y$  vorhanden ist, generell eine Situation, zu der nicht  $y$  als vorhandener Teil gehört. Verifizierer des Vorhandenseins von  $y$  enthalten nicht  $y$  als vorhandenen Bestandteil. Denn sie können auch Falsifizierer des Vorhandenseins von  $y$  sein.

Worin besteht die Relevanz der Verifizierer beziehungsweise Falsifizierer des Vorhandenseins von  $y$  für das Vorhandensein von  $y$ , wenn nicht darin, dass  $y$  selbst dazu gehört? Sie sind das, aufgrund dessen wir beurteilen, ob  $y$  vorhanden ist – im Beispiel Storms: aufgrund dessen wir beurteilen, ob ein Schimmel auf der Jevershallig vorhanden ist.



### 3. Goodmans Trick

Nelson Goodman (1997: 31f.; 1952: 70f.) hat einen Trick angewandt, um Bilder als Bilder von etwas zu beschreiben. Wenn wir davon ausgehen, dass es keine Einhörner wirklich gibt, dürfen wir Bilder von Einhörnern nicht dadurch charakterisieren, dass sie jeweils in einer bestimmten Beziehung zu Einhörnern stehen. Denn es gebe ja eigentlich keine Einhörner. Dennoch gibt es Bilder von Einhörnern. Es handelt sich dabei um Dinge, die so beschaffen sind, dass wir sie als Bilder von Einhörnern akzeptieren, etwa weil sie unter bestimmten Umständen dem ähneln, wie Einhörner unter bestimmten Umständen aussähen, wenn es sie gäbe (vgl. Posner 2010: 172; eine Farb-Form-Konfiguration des Bildes ähnelt einer Perzeptionsgestalt des Einhorns, die dieses hätte, wenn jemand es sähe). Ein Bild von einem Einhorn zu sein, ist demnach ein Charakteristikum einiger Dinge, unabhängig von irgendwelchen womöglich existierenden Einhörnern. Goodman nennt die so charakterisierten Dinge „Einhorn-Bilder“. Ähnlich können wir das korrekt beschreiben, worauf man achtet und achten muss, wenn man erfahren will, ob es *y* wirklich gibt. Es gibt etwas, worauf man achtet, um herauszufinden, ob es *y* wirklich gibt – auch dann, wenn es *y* nicht wirklich gibt. Was das Visuelle betrifft, mag man es „Erscheinungen“ nennen. Erscheinungen sind, wie es ist, etwas zu sehen (vgl. Nagel 1974). Will man auch anderen Sinnesmodalitäten Rechnung tragen, mag man es allgemeiner Erleben nennen. „Ich höre doch eine Amsel zwitschern“, mag man sagen, wenn man in Wirklichkeit eine undichte Flasche hört, aus der Gase entweichen. Man hat dann ein auditives Erleben, das einem Amselzwitschern vollkommen gleichen kann und worauf insofern die Beschreibung „Amsel-Erleben“ zutrifft. So mag man eine Pferd-Erscheinung oder eine Pferd-auf-der-Insel-Erscheinung haben auch dann, wenn sich auf der Insel kein Pferd befindet. Da es sich bei der Pferd-Erscheinung selbstverständlich nicht wörtlich um ein Bild im Kopf handelt, heißt „Ich habe eine Pferd-Erscheinung“ eher: Ich bin in einem Zustand derart, dass es so ist, als sähe ich ein Pferd auf der Insel stehen. Wir greifen die bekannte Formulierung Nagels auf: „Ich habe eine Pferd-Erscheinung“ heißt: „Mir ist es so, als sähe ich ein Pferd“. Meine Pferd-Erscheinung ist also eher ein Zustand von mir als ein Zustand eines Pferdes. Um herauszufinden, ob es *y* wirklich gibt, achte ich auf mein *y*-Erleben, gegebenenfalls auf meine *y*-Erscheinung. *y*-Erleben ist das, an dessen Verhalten wir Kriterien dafür anlegen, dass es *y* wirklich gibt, dass *y* also vorhanden ist.

### 4. Erleben, zum Beispiel Erscheinungen

Erleben, oder Bewusstsein, zu thematisieren, ist mit einer gewissen Berechtigung verpönt (vgl. Dennett 2003). Dennoch ist Erleben Thema gerade dann, wenn es um den Anspruch von Wissenschaften, Erfahrungswissenschaft zu sein, geht. Denn der vorhandene Gegenstand selbst ist keine

Erfahrung. Aber er wird erfahren (Wissenschaftler sprechen von „beobachten“), und das soll die Basis für weitere Erkenntnisse sein. Vor seiner physikalistischen Wende war auch Carnap ein Phänomenalist und insofern Empirist, als er für seinen „logischen Aufbau der Welt“ „Elementarerlebnisse“ als Grundgegenstände wählte: „das sind die Erlebnisse selbst in ihrer Totalität und geschlossenen Einheit“ (Carnap 1998: 92). Carnaps Programm: Es soll gezeigt werden, wie jeder Satz über einen vorhandenen Gegenstand in Sätze übersetzt werden kann, die nur noch von Grundgegenständen handeln, und als Grundgegenstände wählte Carnap die Elementarerlebnisse. Es handelt sich also um ein Programm der Übersetzung von Sätzen der realistischen *Ding-Sprache* in Sätze über Erlebnisse.

Übersetzung ist auf Synonymie angewiesen. Doch Synonymie ist nach Quine als wissenschaftlicher Begriff nicht brauchbar (vgl. Quine 1961b: 20–47; Kutschera 1971: 184). Auch Carnaps Rede von Grundgegenständen als *Gegebenem* ist fragwürdig geworden (vgl. Sellars 1991b: 127–196). Man muss allerdings kein Programm der allgemeinen Übersetzbarkeit von Aussagen über vorhandene Dinge in Aussagen über Erlebnisse verfolgen, um Erleben eine Rolle in Explikationen zugestehen zu dürfen. Ohnehin werden Erlebnisse in verschiedenen Praktiken als bekannt vorausgesetzt. Im Folgenden stehen Erscheinungen als visuelles Erleben exemplarisch für Erleben. Eine Erscheinung ist, wie es für mich jeweils ist, etwas zu sehen (vgl. Schlaberg 2017: 52–71). So beschrieben ist übrigens fraglich, ob Erscheinungen als „peculiar entities“ im Sinne Schellenbergs (2017) gelten können oder nicht eher Zustände des Erlebenden sind. Beispiele für alltägliche Praktiken, in denen Erscheinungen eine Rolle spielen, können verdeutlichen, worum es geht:

- Was wünscht man, wenn man „ein Zimmer mit Blick aufs Meer“ wünscht? Auch wer nie von der Reflexion des Lichtes, der Retina, Sinneszellen und Neuronen gehört hat, kann diesen Wunsch haben. Was er dabei im Sinn hat, sind Erscheinungen bestimmter Art.
- Wenn ich nachts zum wolkenlosen Himmel schaue, sehe ich die *hellen Punkte dort oben*. Ich glaube, dass es sich um Sterne handelt und nicht um Satelliten oder Ufos. Dabei ist die Beschreibung „die hellen Punkte dort oben“ allerdings nicht unkorrekt. Korrekt ist sie nämlich als Beschreibung von Erscheinungen!
- Bilder sind mehr oder weniger ‚realistisch‘. Im Falle durchaus *gegenständlicher*, jedoch nicht ganz realistischer Bilder – das betrifft Kunst aller Zeiten, seien es manieristische Verzerrungen, expressionistische Stilisierungen, seien es Boteros Figuren oder andere – fragt sich: Wonach richtet sich der Künstler einerseits und wovon weicht er andererseits ab? Hierfür kommen Erscheinungen in Frage. (Posner spricht von „Perzeptionsgestalten“ des jeweils Dargestellten, denen eine Farb-Form-Konfiguration des Bildes entspreche, vgl. Posner 2010.) Und: Zwei verschiedene Bilder Monets, die die Kathedrale von Rouen, von

einem gegenüberliegenden Fenster aus gesehen, zeigen, haben dasselbe Sujet, womöglich sogar aus derselben Perspektive. Worin sie sich unterscheiden, sind die jeweiligen Erscheinungen des Sujets, die zum Beispiel je nach Lichteinfall verschieden ausfallen.

- Wer sich anhand eines Stadtplans orientieren will, muss dem Plan (in gewissem Maße) entnehmen, wie es von bestimmten Standorten aus *aussieht*. Dann kann er, wie es für ihn von seinem Standort aus tatsächlich aussieht, mit den Informationen vergleichen, die ihm die Karte liefert. Das heißt: Er kann Eigenschaften der Erscheinungen seiner Umgebung mit den Eigenschaften vergleichen, die Erscheinungen dieser Umgebung dem Stadtplan nach zukommen müssten. Auch Orientierung mit Hilfe eines Plans erfordert somit Erscheinungen.

Worauf bezieht man sich also, wenn man *ein Zimmer mit Blick aufs Meer* wünscht, wenn nicht auf Erscheinungen? Mit Bezug worauf ist eine Beschreibung von Sternen als hellen Punkten korrekt, wenn nicht mit Bezug auf Erscheinungen? Woran orientiert sich ein nicht ganz realistischer und nicht ganz unrealistischer Maler, wenn er Gegenstände zwar gegenständlich, aber dennoch verformt wiedergibt, wenn nicht an Erscheinungen, die ihm jene darbieten beziehungsweise darbieten würden? Und wie kann man sich mit Hilfe eines Stadtplans selbst lokalisieren, wenn nicht anhand eines Vergleichs der Eigenschaften der Erscheinungen, die man von seiner Umgebung hat, mit den Eigenschaften, die dem Plan nach von den Erscheinungen dieser Umgebung zu erwarten sind? In diesen Beispielen hilft die Annahme von Erscheinungen jeweils, zu erklären,

- wovon man spricht, wenn man zum Beispiel über eine Aussicht, einen Anblick oder einen „Blick auf ...“ spricht
- wonach sich ein mehr oder weniger realistischer Maler richtet
- worin sich verschiedene Bilder desselben Sujets unterscheiden
- wie man sich mit Hilfe eines Plans orientiert.

Dass die Annahme von Erscheinungen zumindest sehr hilfreich ist für Erklärungen in derart verschiedenen Fällen, macht sie plausibel.

## 5. Semantischer Externalismus: Was ist Wasser? Was ist Sehen?

Wer *ein Zimmer mit Blick aufs Meer* wünscht, ist mit seinem Wunsch auf etwas gerichtet, wovon er nicht genau weiß, worum es sich handelt. Ganz ähnlich weiß man auch nicht genau, worum es sich bei den hellen Punkten am Himmel handelt, die man „Sterne“ nennt. Der Frage danach, worum es sich bei Erscheinungen handelt, kann man sich nach einem Vorbild nähern, das in der jüngeren Philosophiegeschichte gut bekannt ist. Dies ist die Frage, was Wasser ist. Wasser ist uns eigentlich gut bekannt. Philo-

sophen fragen dennoch, was Wasser ist, und kommen zu interessanten Ergebnissen (zum Folgenden Putnam 1975).

Es gehört zu unseren alltäglichen Hintergrundannahmen, dass wir nicht alles über Wasser allgemein wissen, obwohl wir doch alle Wasser aus verschiedenen Alltagssituationen (etwa vom Kochen, Waschen oder Schwimmen) gut kennen. Wir verbinden zwar die Korrektheit der Bezeichnung „Wasser“ für eine Sache mit direkt wahrnehmbaren Kriterien wie, bei Zimmertemperatur flüssig zu sein, farblos zu sein, Durst löschend zu sein, nicht nach Himbeeren zu schmecken und anderen. Wenn etwas diese direkt wahrnehmbaren Eigenschaften mit Wasser teilt, wir jedoch meinen, dass es chemisch ganz anders als Wasser aufgebaut ist, also nicht  $H_2O$  ist, sondern XYZ, dann akzeptieren wir es nicht als Wasser. Entscheidend ist also eine nicht direkt wahrnehmbare Mikrostruktur. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass ein kompetenter Sprecher des Deutschen diese Mikrostruktur nicht zu kennen braucht, um das Wort „Wasser“ korrekt verwenden zu können.

Man mag nun einwenden, dass er sich in einem Chemielabor durchaus auskennen muss, um dort nicht eine äußerlich ähnliche Flüssigkeit, die nicht  $H_2O$  ist, unkorrekt als Wasser zu bezeichnen. Aber dieser Einwand verfehlt den Punkt Putnams: Der kompetente Sprecher des Deutschen verwendet „Wasser“ deshalb korrekt, weil er annimmt, es gebe eine ihm mehr oder weniger bekannte Mikrostruktur, deren Erforschung Gegenstand von Expertenwissen ist und die genau die Mikrostruktur von Wasser ist. Um welche Mikrostruktur es sich handelt, lässt sich nur empirisch an wirklichen Beispielen von Wasser ermitteln. Deshalb kann man nicht mit Recht behaupten, die Kriterien dafür, was Wasser ist, seien als Bedeutung des Wortes „Wasser“ sozusagen im Kopf kompetenter Sprecher. Dies ist der Grund für die Rede vom „semantischen Externalismus“, den man Putnam und Kripke (vgl. Kripke 1980) zuschreibt. Allerdings ist die Bedeutung insofern wiederum doch sozusagen im Kopf kompetenter Sprecher, als diese nur dann kompetent sind, wenn sie *g l a u b e n*, dass Wassersein an eine mehr oder weniger bekannte beziehungsweise unbekannte Mikrostruktur gebunden ist, die Wasser wirklich hat und Gegenstand empirischer Forschung ist.

Diese Einsicht lässt sich auf die Rede von einem *Zimmer mit Blick aufs Meer* übertragen: Wir verstehen unter einem „Zimmer mit Blick aufs Meer“ ein Zimmer, in dem man solche Anblicke des Meeres haben kann, welche auf diejenige Weise von dem Meer (*y*) selbst mitverursacht sind, die wir korrekt als „Sehen“ von *y* bezeichnen. Nach gängigem Expertenwissen gehört zu dieser Weise, dass Licht von *y* emittiert, meistens: reflektiert, wird, auf die Retina des Sehenden trifft und dort bestimmte neuronale Verarbeitungsprozesse einsetzen. Aber auch wer von Reflexion, Retina und Neuronen nie gehört hat, hat ein korrektes Verständnis von „sehen“ und von „Anblick“. Denn er geht davon aus, dass Sehen eine Mikrostruktur – sagen wir allgemeiner: theoretische Eigenschaften – hat, an die Sehen, das diesen Namen verdient, gebunden ist. Eben deshalb wird er nicht zufrieden sein, wenn man ihm in seinem Hotel versichert, er werde in seinem

Zimmer einen Meereseindruck haben, der – bedingt durch die dem Frühstück beigemengte, nebenwirkungsfreie Gabe halluzinogener Drogen – dem Eindruck des Sehens des Meeres vom Zimmer aus vollkommen gleicht! Kurz: Der Hotelgast, der ein *Zimmer mit Blick aufs Meer* wünscht, glaubt, dass es eine Weise (X) gibt, auf die y (das Meer) zu solchen Erlebnissen (x) kausal beiträgt, die man korrekt als Seherlebnisse bezeichnen kann, also als Erlebnisse (x) des Sehens (X) des Meeres (y).

Diese Seherlebnisse sind Erscheinungen, über deren Entstehung man vielleicht eine Theorie hat. Viel mehr trifft allerdings zu, dass man glaubt, dass Experten an einer Theorie über X arbeiten und etwas über X wissen. Um als derjenige, der Erscheinungen, zum Beispiel einen Blick aufs Meer, hat, korrekt von einem „Blick aufs Meer“ sprechen zu können, muss man nicht selbst wissen, wie Sehen geschieht – genauso wenig, wie man wissen muss, was genau Wasser ist, um „Wasser“ korrekt zu verwenden (um korrekt von „Wasser“ sprechen zu können, muss man nicht einmal von H<sub>2</sub>O gehört haben). Es genügt vielmehr, sich auf eine „sprachliche Arbeitsteilung“ (vgl. Putnam 1975) mit Experten berufen zu können: Man glaubt, dass Experten daran arbeiten, herauszufinden, was genau Wasser ausmacht. Ähnlich glaubt man, dass es etwas gibt, was Sehen ausmacht und von Experten erforscht wird, wenn man korrekt von „sehen“ spricht. Ähnlich wie Wasser hat Sehen sogenannte theoretische Eigenschaften, die Gegenstand von Expertenwissen und -forschung sind, und die bloße Annahme der Existenz dieser theoretischen Eigenschaften und das gemeinsame Wissen um diese Annahme unter Sprechern der Sprache, in der unter anderem „sehen“ gebraucht wird, trägt zur Korrektheit der Anwendung von Ausdrücken wie „sehen“, „Anblick“, „Blick auf ...“ bei.

Nun sind Erscheinungen grundsätzlich als auf andere Weise als X verursacht denkbar. Wir verstehen zwar unter „Eiffelturm-Erscheinung“, wie es ist, den Eiffelturm zu sehen. Und dabei glaubt man, es gebe eine Weise (X), in der das gegebenenfalls Gesehene y (der Eiffelturm) zur y-Erscheinung (Eiffelturm-Erscheinung) beiträgt. Allerdings kann man y-Erscheinungen haben, ohne y tatsächlich zu sehen, zum Beispiel im Falle von Halluzinationen. Wenn ich den Eiffelturm halluziniere, stehe ich nicht in der Beziehung X zum Eiffelturm, obwohl ich glaube, in der Beziehung X zum Eiffelturm zu stehen. Deshalb sind Visionen von einer Welt, in der uns die Realität nur durch Beeinflussung unserer Hirne quasi vorgegaukelt wird, überzeugend, jedenfalls verständlich. Eine Ahnung davon bekommt man durch Halluzinationen und vielleicht schon durch Träume, wenn man nach dem Aufwachen für kurze Zeit nicht weiß, ob das Geträumte Wirklichkeit ist. Grundsätzlich gehen wir ja zurzeit davon aus, dass das Erleben irgendwie im Gehirn entsteht, sofern die Verarbeitung sämtlicher Nervenimpulse der afferenten Bahnen im Gehirn stattfindet. So ist es plausibel, dass ein Hirnzustand genügt, um ein Erleben zu haben, unabhängig davon, ob zu diesem Hirnzustand eine Einwirkung durch Sinneszellen von außen über Sinnesorgane beigetragen hat. Aber man würde ein Erleben – zum Beispiel

eine Erscheinung –, das nicht durch eine Einwirkung über Sinnesorgane zustande kommt, nicht als Sehen oder als Hören bezeichnen. Da Erscheinungen (x) also als auf andere Weise als durch Sehen (X) verursacht denkbar sind, verstehen wir unter einer Pferd-Erscheinung nicht von vornherein eine Erscheinung, die wie beim Sehen eines Pferdes (y) auf die für Sehen anzunehmende Weise (X) durch ein Pferd (mit-) verursacht ist, sondern ein Erleben, das so ist, als hätte man ein auf diese Weise (X) verursachtes Erleben, kurz: ein Erleben, das so ist, als sähe man ein Pferd. Wir verfolgen eine Art Adverbialtheorie:

According to the adverbial theory, what happens when, for example, I immediately experience a silver elliptical shape [...] is that I am in a certain specific state of sensing or sensory awareness or of *being appeared* to: I sense in a certain manner or am appeared to in a certain way, and it is that specific manner [...] that accounts for the specific content of my immediate experience. This content can be verbally indicated by attaching an adverbial modifier to the verb that expresses the act of sensing (BonJour 2013: Kap. 1.3).

Wer an Sherlock Holmes denkt, braucht nicht in einer Beziehung zu einem Objekt namens Holmes zu stehen, befindet sich allerdings in einem Zustand, den man korrekt als Holmes-Referenz beschreiben kann (vgl. Sellars 1991b: 94). So lassen sich Erscheinungen als Sherlock-Holmes-Erscheinungen, andere als Pegasus-Erscheinungen, wieder andere als Eiffelturm-Erscheinungen und auditive Erlebnisse als auditive Amsel-Erlebnisse, andere als auditive Meereswelle-Erlebnisse und geistige Bezugnahmen (Referenzen) als Pegasus-Referenzen, andere als Sherlock-Holmes-Referenzen, wieder andere als Goethe-Referenzen klassifizieren. Dieses Klassifizieren mag jeweils mehr oder weniger zutreffen, ist aber aufgrund interner Charakteristika möglich, ohne dass dafür reale Bezugsobjekte herangezogen werden müssen (für wahrnehmungspsychologische Forschung eine Selbstverständlichkeit, vgl. Goldstein 2002: 218f.). Wir übertragen dabei nur, wie Goodman mit Bildern verfährt, auf Erleben, zum Beispiel Erscheinungen, und Referenzen: Pegasus-Bilder sind als solche unabhängig von der Existenz eines geflügelten Pferdes zu klassifizieren. Genauso sind Pegasus-Erscheinungen oder Pegasus-Referenzen als solche unabhängig von der Existenz eines geflügelten Pferdes zu klassifizieren.

Nun kann eine Erlebensklassifizierung entweder eine Individuenklassifizierung oder eine Typklassifizierung sein. Angenommen, im Loch Ness befänden sich zwei Monster desselben Typs, von denen das eine „Nessie“ und das andere „George“ heißt. Eine Erscheinung mag also eine Nessie-Erscheinung sein, eine andere eine George-Erscheinung. Beide werden gleichermaßen Monster-Erscheinungen sein. Eine Erscheinung (exemplarisch für Erleben) lässt sich also klassifizieren je nachdem, ob sie als y-Erscheinung (y ist ein Individuum wie Sherlock Holmes oder Mutter Theresa) oder als A-Erscheinung (A ist eine Art wie Pferd oder Einhorn) gelten kann.

y	bei Wahrnehmung wahrgenommener Gegenstand
x	Erleben, z.B. ein y-Erleben
X	in ‚sprachlicher Arbeitsteilung‘ zwischen Laien und Experten angenommene Weise, in der y zu x beiträgt
y-Erleben	Vorkommnis von Erleben derart, als wäre es ein von y einer Art A in der Weise X verursachtes Erleben; z.B. eine Sherlock-Holmes-Erscheinung
A-Erleben	Vorkommnis von Erleben derart, als wäre es ein von einem y der Art A in der Weise X verursachtes Erleben; z.B. eine Einhorn-Erscheinung
z	Erlebender, ggf. Wahrnehmender

Tab. 1

Am Erleben im Detail interessiert uns wenig. Es sollen keine detaillierten Beschreibungen versucht werden, denn grundsätzlich ist der Einwand berechtigt, dass man dabei kein Erleben beschreibt, sondern etwas, das dem Beschreibenden in einer Erleben-Reflexion als Erleben repräsentiert ist (vgl. Dennett 2003). Stattdessen soll versucht werden, sich mit einem Minimum zu begnügen: Es gibt y-Erleben, zum Beispiel y-Erscheinungen. In Paris kann ich Eiffelturm-Erscheinungen haben. y-Erleben ist in der Regel auch A-Erleben. Eiffelturm-Erscheinungen sind in der Regel auch Turm-Erscheinungen. Und es gibt y-Referenzen und A-Referenzen. Wenn ich Conan Doyles *The Hound of the Baskervilles* lese, vollziehe ich Sherlock-Holmes-Referenzen. Wenn ich ein Buch über Picasso lese, vollziehe ich Picasso-Referenzen. Diese werden auch Mensch-Referenzen sein. Wenn man sich auf Referenzen bezieht, braucht man nicht zu berücksichtigen, ob der jeweilige Referent vorhanden ist. Dementsprechend konnte Husserl für die transzendente Phänomenologie eine *Einklammerung* der Existenzannahme vorsehen (vgl. Husserl 1980b: 53f.).

## 6. Vorhandensein als Disposition

Wenn ich also ein Ding, durch welche und wie viel Prädikate ich will [...] denke, so kommt dadurch, daß ich noch hinzusetze, dieses Ding ist, nicht das mindeste zu dem Dinge hinzu (Kant (KrV) 1968: 534; B628, A 600).

Die Eigenschaft (sofern man von einer Eigenschaft sprechen darf), vorhanden zu sein, unterscheidet sich in merkwürdiger Weise von Eigenschaften wie golden zu sein oder ein Berg zu sein. Ein Ding, das diese beiden Eigenschaften aufweist, ist ein goldener Berg. Die Eigenschaft, vorhanden zu

sein, ist derart, dass sich nichts an der Vorstellung (y-Vorstellung) ändert, wenn man sich etwas als mit dieser Eigenschaft ausgestattet vorstellt. Sich y als golden und als einen Berg vorzustellen, trägt hingegen zu den Qualitäten der Vorstellung bei. Gewissermaßen denkt man sich ja auch alle Gegenstände in einem Märchen so, als wären sie *in dem Märchen* (in der *Märchenwelt*) vorhanden. Dennoch ist es ein Unterschied, ob es einen goldenen Berg wirklich gibt oder nicht. Worin liegt dieser Unterschied? Zu sagen, der Unterschied liege in der Wirklichkeit, würde nichts deutlicher machen. Denn unter „Wirklichkeit“ verstehen wir eben das Vorhandene.

Hier liegt nun der Schwerpunkt bei dem Beitrag, den y-Erleben zum Vorhandensein von y leistet. Dieser Beitrag erlaubt es zu sagen: Dass y vorhanden ist, ist zwar keine Eigenschaft von y, aber jedenfalls eine Eigenschaft von y-Erleben. Welcher Art muss y-Erleben sein, damit es y als vorhanden qualifiziert? Betrachten wir Beispiele wie den geisterhaften Schimmel in Storms Novelle, dessen Vorhandensein in Frage steht: Was erwartet man davon, dass der Schimmel auf der Jevershallig vorhanden ist?

B	$\supset$	R
Ich habe ein Ich-stehe-an-der-Küste-und-sehe-zur Jevershallig-Erleben		Ich habe eine Schimmel-auf-der-Jevershallig-Erscheinung
Ich habe ein Ich-bin-zur-Jevershallig-gerudert-Erleben		Ich habe ein Ich-stehe-vor-dem Schimmel-Erleben
Ich habe ein Ich-versuche-den-Schimmel-zu-berühren-Erleben		Ich habe ein Ich-berühre-den-Schimmel-Erleben
...		...

Und weitere Sachverhalte  $B \supset R$  bestehen, wenn der Schimmel vorhanden ist. Doch die Erzählung besagt anderes:

B	$\wedge$	¬R
Ich habe ein Ich-bin-zur-Jevershallig-gerudert-Erleben		Ich habe kein Ich-stehe-vor-dem-Schimmel-Erleben, sondern ein Ich-stehe-vor-einem-Pferdegerippe-Erleben

Für den anderen Jungen, der nicht hinüberraht, gilt:

Ich hatte ein Mein-Freund-ist hinübergerudert-und-ihn-neben-dem-Schimmel-stehen-sehen-Erleben	Ich habe ein Mein-Freund-berichtet-er-habe-nicht-den-Schimmel-und-stattdessen-ein-Pferdegerippe-gesehen-Erleben
---	---



Diese beiden Erfahrungen sprechen gegen ein Vorhandensein des Schimmels. Sowohl Verifizierer als auch Falsifizierer des Vorhandenseins des Schimmels sind eingetreten. Bei den Verifizierern handelt es sich um Sachverhalte  $B \supset R$ , die für das Vorhandensein  $D$  des Schimmels sprechen:  $D \supset (B \supset R)$ .

$B \wedge \neg R$ , also  $\neg(B \supset R)$ , spricht gegen  $D$ . Sachverhalte  $B \wedge R$ , zum Beispiel

$B$	$\wedge$	$R$
Ich habe ein Ich-stehe-an-der-Küste-und-sehe-zur- Erleben	JEVERSHALLIG	Ich habe eine Schimmel-auf-der- Erscheinung

sprechen für das Vorhandensein des Schimmels. Man könnte hinreichende Bedingungen  $(B \wedge R) \supset D$  annehmen. Es ist jedoch fraglich, ob wir irgendwelche Konjunktionen  $B \wedge R$  als hinreichend für das Vorhandensein  $D$  des Schimmels akzeptieren. Eher wird man wohl akzeptieren, dass  $B \wedge R$  jeweils das Vorhandensein  $D$  näher legt. Dabei können andere Erfahrungen  $B \wedge \neg R$  wieder gegen das Vorhandensein sprechen.

Die Beispiele machen eine Relevanz von Sätzen  $D \supset (B \supset R)$  einerseits und  $(B \wedge R) \supset D$  andererseits für das Vorhandensein  $D$  von  $y$  plausibel, und diese Satzformen entsprechen Carnaps (1936, 1937) Unterscheidung zwischen notwendigen Symptomsätzen und hinreichenden Symptomsätzen jeweils für eine Disposition. Dabei sind wenigstens für das Vorhandensein ein paar Einschränkungen zu betonen: Man wird, wie erwähnt, keine Bedingungen  $B \wedge R$  als hinreichend für das Vorhandensein  $D$  von etwas akzeptieren. Darin liegt die Plausibilität des Cartesischen methodischen Zweifels (vgl. z.B. Husserl 1980b: §31). Immer können Bedingungen  $B \wedge R$  erfüllt sein, die das Vorhandensein einer Sache nahelegen, und Sachverhalte  $B \wedge \neg R$  das Vorhandensein dieser Sache wieder konterkarieren. Damit in Zusammenhang steht, dass  $B$  in den oben genannten Beispielen immer zu ungenau beschrieben wird, um als hinreichend dafür gelten zu können, dass  $R$  der Fall ist. Wenn der Schimmel auf der Jevershallig wirklich vorhanden ist ( $D$ ) und ich zur Jevershallig hinübersehe ( $B$ ), sollte der Schimmel zu sehen sein ( $R$ ):  $D \supset (B \supset R)$ . Doch genügt es, zur Jevershallig hinüberzusehen? Selbstverständlich nicht: Das Licht, Raum und Zeit, mein Organismus müssen bestimmte Bedingungen erfüllen, damit etwas Vorhandenes tatsächlich sichtbar ist, wenn man zu ihm hinübersieht. Diese Bedingungen gehören ebenfalls zu  $B$ . Aufgrund der Rolle von Beobachtungsbedingungen lässt sich nach Chisholm (1957: 191) „This thing is red“ nicht auf Aussagen über die Röte von Erscheinungen reduzieren. Bei blauem Licht kann etwas Rotes nicht-rot erscheinen. Was das Verständnis von „Vorhandensein“ betrifft, ist die Schwierigkeit grundsätzlicher:  $B$  und  $R$  dürfen keine Terme enthalten, die das ( $y$ ), um dessen Vorhandensein es geht, bezeichnen. Dem werden wir gerade dadurch gerecht, dass das Vorhandensein des Schimmels  $y$  auf der Jevershallig an Bedingungen geknüpft wird, die  $y$ -Erleben erfüllt, zum Beispiel:

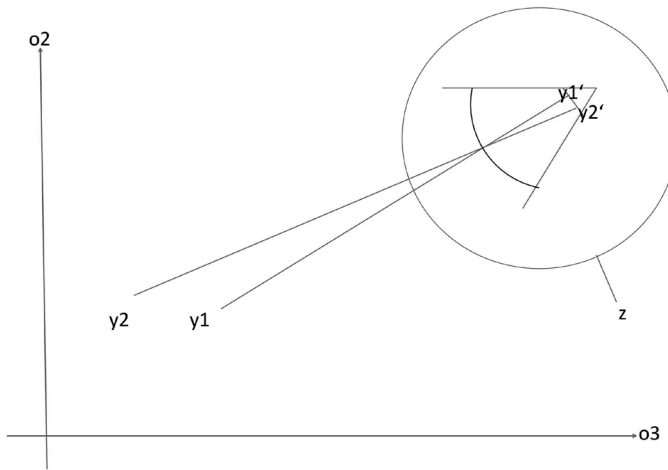
D	B	R
(y ist vorhanden)	$\supset$ ((Ich habe ein Ich-sehe- zur-Jevershallig-Erleben)	$\supset$ (Ich habe eine y-Erscheinung))

Nicht zielführend wäre für B: „Ich sehe zu y hinüber.“ Denn dafür wäre das Vorhandensein von y vorausgesetzt. Damit ist der Anspruch verbunden, einen wahren Kern des Phänomenalismus – der Auffassung, dass sich Beschreibungen der Welt in Erlebensbeschreibungen übersetzen lassen – in eine Explikation von „vorhanden“ zu integrieren. Mit der Dispositionalität der Bedingungen, die das Vorhandensein von y wahr machen, trägt man der Tatsache Rechnung, dass Vorhandensein von y nie mit irgendwelchem y-Erleben einherzugehen braucht. Dass unter Bedingungen B ein zu erwartendes y-Erleben R eintritt, erfüllt das Vorhandensein von y. Bedingungen B brauchen allerdings nie einzutreten. (Deswegen wird man manches Vorhandene nie zu Gesicht bekommen.)

Gerade auch weil B ein Erleben ist, kommt kein Erleben B als hinreichend dafür in Frage, dass ein Erleben R eintritt, und nicht einmal ( $B \supset R$ ) als streng notwendig dafür in Frage, dass y vorhanden (D) ist. Eher sind die Beziehungen zwischen B und R einerseits und zwischen ( $B \supset R$ ) und D andererseits als Wahrscheinlichkeitsbeziehungen anzunehmen. Das Vorhandensein von y wird durch ( $B \wedge R$ ) wahrscheinlicher gemacht beziehungsweise macht ( $B \supset R$ ) wahrscheinlicher. Carnaps Beispiel (1953: 67f.) legt einen „There is ...“-Satz zugrunde, der nicht zu Beobachtungsaussagen äquivalent ist, sondern für den Symptomsätze gelten. Ausdrücklich schlägt Reichenbach für derartige Existenzaussagen anstelle notwendiger Bedingungen Wahrscheinlichkeitsimplikationen vor (Reichenbach 1961: 51). In diesem Sinne ist also anzunehmen, dass das Vorhandensein von y *erfüllendes* Erleben in einer Wahrscheinlichkeitsbeziehung zu dem Vorhandensein von y steht. Das Vorhandensein von y umfasst für typische Beispiele auch, dass sich y zu einer Zeit an einem bestimmten Ort befindet, und für einige Beispiele unserer Makrowelt, dass y Farben hat. Derartige Untereigenschaften lassen sich ebenfalls als Dispositionen auffassen. Dass y rot ist, heißt, dass ein Standardbeobachter in einer Standardsituation B eine rote y-Erscheinung hat – vergleiche hierzu Sellars 1991, der einerseits auf die Rolle des Tageslichts als Standard hinweist, andererseits jedoch ein Verständnis von Farbzuschreibungen als Dispositionszuschreibungen ablehnt. In der Tat setzt ein Verständnis von Rotsein als Disposition allerdings ein Verständnis von „rot“ mit Bezug auf Erscheinungen, Nachbilder und dergleichen als *intrinsisch rot* voraus (vergleiche Boghossian und Velleman 1989). Hierbei wird wieder die Richtigkeit des Putnam’schen Externalismus deutlich: Rotsein ist eine Eigenschaft von Erscheinendem (analog: Wasser als farblos, Durst löschend, ...), die man mit physikalischen Theorien erklärt (analog: Wasser als  $H_2O$ ). Auf diese Weise greift unser Verständnis der Wahrmacher des Rotseins (und allgemeiner des Vorhandenseins) auf drei klassische Beiträge zurück: auf Carnaps Dispositionsverständnis, auf Good-

mans quasi adverbiales Verständnis von  $y$ -Bildern (hier:  $y$ -Erleben, z.B.  $y$ -Erscheinungen), auf Putnams Individuierung einer Art durch empirisch festzustellende theoretische Eigenschaften (semantischer Externalismus).

Auf ähnliche Weise sind räumliche Ortszuordnungen des Vorhandenen  $y$  als Dispositionen explizierbar. Dabei lässt sich exemplarisch verdeutlichen, wie das ( $y$ ), dem alltäglich Vorhandensein zugeschrieben wird, im weiteren Sinne schon theoretisch ist: Theoretisch beschreiben wir, dass sich  $y_2$  hinter  $y_1$  befindet, indem wir dem Licht, dem Beobachter  $z$ ,  $y_1$  und  $y_2$  jeweils Zahlentripel zuordnen, deren dritte Komponenten sich für  $y_1$  und  $y_2$  folgendermaßen unterscheiden (Abb. 1).



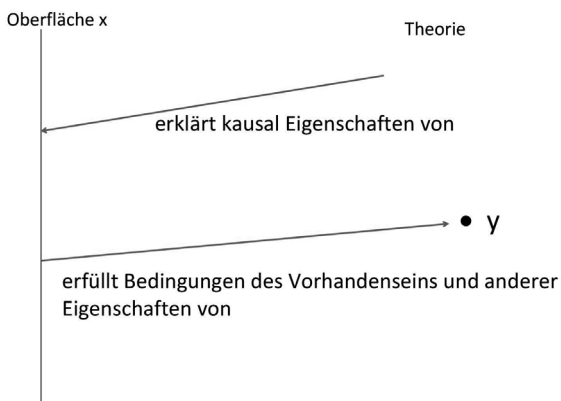
**Abb. 1:** Koordinatenzuordnung der am Sehen beteiligten Gegenstände.

In dem Ort  $\langle o_1, o_2, o_3 \rangle$  von  $y_2$  hat  $o_3$  einen kleineren Wert als für  $y_1$ . Auf diese Weise wird kausal erklärt, dass sich das reelle Bild von  $y_2$  auf der Retina ( $y_2'$ ) unter dem reellen Bild von  $y_1$  ( $y_1'$ ) befindet. (Jenes erscheint dann über diesem.) Diese kausale Erklärung beinhaltet aber nicht, was es heißt, dass sich  $y_1$  an einem Ort  $\langle o_1, o_2, o_3 \rangle$  befindet! Die bloße Ortszuordnung wird willkürlich vorgenommen, während wir ein insoweit unexpliziertes Verständnis davon haben, dass sich  $y_2$  an dem-und-dem Ort und zudem hinter  $y_1$  befindet (vergleiche Schmitz 2007: 48). Vor einer Ortszuordnung von  $y_1$  und  $y_2$  zu Orten im Sinne von Tripeln verstehe ich darunter, dass sich  $y_2$  hinter  $y_1$  befindet, dass sich bei Blick von oben meine  $y_2$ -Erscheinung über meiner  $y_1$ -Erscheinung und bei Blick von unten meine  $y_2$ -Erscheinung unter meiner  $y_1$ -Erscheinung befindet. Je nach Perspektive, also regelhaft, verändern sich die Erscheinungen.

Entsprechende Erfahrungen machen die Zuordnung zu Orten in einem dreidimensionalen Raum erst plausibel; jene Erfahrungen werden nämlich durch diese Zuordnungen kausal erklärbar (vergleiche Schellenbergs Hinweis auf „intrinsic spatial properties“ als konstituiert dadurch, wie der betreffende Gegenstand von verschiedenen Orten aus wahrnehmbar ist, Schel-

lenberg 2007: 619 – mit „perceivable“ bringt Schellenberg, anknüpfend an Noë 2004, eine Dispositionalität zum Ausdruck). Farbuordnungen und räumliche Ortszuordnungen sind zentrale Eigenschaften vorhandener Makroentitäten wie Kaffeetassen und Pferde (im weiteren Sinne theoretische Gegenstände). Ihre Dispositionalität ist Teil des Vorhandenseins, das selbst plausibel als Disposition zu begreifen ist: Das Vorhandensein von  $y$  wird wahr gemacht von  $y$ -Erleben, zum Beispiel  $y$ -Erscheinungen. Es ist eine Disposition, deren Bestehen durch regelhaftes Verhalten von  $y$ -Erleben bekräftigt wird (vgl. Carnap 1953 über „confirmation“). Nicht das Thema einer Vorhandenseinszuschreibung zu  $y$ , also nicht  $y$  selbst, gehört zu den Wahrmachern des Vorhandenseins von  $y$ . Als Wahrmacher für „ $y$  ist vorhanden“ ist ein Verhalten von  $y$ -Erleben ins Auge zu fassen. Dieses Verhalten mag je nach Bedingungen verschieden ausfallen. Manche Verhaltensweisen von  $y$ -Erleben sprechen für das Vorhandensein von  $y$ . Andere Verhaltensweisen von  $y$ -Erleben sprechen gegen das Vorhandensein von  $y$ . So spricht das Verhalten der Schimmel-auf-der-Jevershallig-Erscheinungen in Storms Novelle eher für die *Geisterhaftigkeit* des Schimmels und gegen dessen Vorhandensein. Zugegeben: Damit ist eine Gradualität verbunden. Vielleicht kann man sagen: Der Schimmel ist mehr oder weniger geisterhaft oder mehr oder weniger vorhanden. Plausibler ist wohl: Das Schimmel-Erleben spricht mehr oder weniger dafür, dass der Schimmel vorhanden beziehungsweise nicht vorhanden ist. Nicht das Vorhandensein wäre also graduell, sondern die *Untermauerung* (Carnap: „confirmation“) seines Vorhandenseins. (Vorhandensein ist nicht gewiss, und das war für Descartes Grund für seinen methodischen Zweifel.)

Die Beispiele sollen vor allem deutlich machen, dass Erleben und Theorie zwei entgegengesetzte Pole der Zuordnung von Entitäten sind, wobei dem, wie sich Erleben verhält, eine explikative Rolle bezüglich „vorhanden“ zukommt gegenüber dem Theoretischen, dem eine kausal-explanative Rolle zukommt. Nennt man in Anlehnung an Quine („periphery“, Quine 1961b: 43) das Erleben „Oberfläche“, lässt sich diese Zuordnung folgendermaßen veranschaulichen (Abb. 2).



**Abb. 2:** Oberfläche und Theorie.

### 6.1 Das Vorhandensein im weiteren Sinne theoretischer Entitäten einerseits und im engeren Sinne theoretischer Entitäten andererseits

Das Vorhandensein makroskopischer, sichtbarer, Dinge  $y$  wie Kaffeetasen, Kamele und Sherlock Holmes wird erfüllt (wahr gemacht) von  $y$ -Erleben, wie oben unter anderem anhand von  $y$ -Erscheinungen dargelegt. Es handelt sich bei diesen Dingen durchaus um im weiteren Sinne theoretische Entitäten nach folgenden Kriterien:

- Kein aktualisiertes  $y$ -Erleben ist hinreichend für das Vorhandensein von  $y$ . Vorhandensein ist eine Disposition. „In der Zeitspanne  $\Delta t$ , in der  $y$  die Disposition  $D$  hat, kann man nur eine begrenzte Menge an Erfahrungen machen und nur eine begrenzte Anzahl an Überprüfungen der Disposition  $D$  durchführen. Dabei erschöpft sich, dass  $y$  die Disposition  $D$  hat, nicht darin, dass alle Überprüfungen untermauert haben, dass  $y$  die Disposition  $D$  hat. Alle Überprüfungen, die nicht durchgeführt wurden, hätten ebenfalls dieses Ergebnis erbringen müssen! Ob es so gekommen wäre, kann man nicht wissen. Insofern *übersteigt* das Vorhandensein von  $y$  die Oberfläche, die dessen Bedingungen erfüllt oder nicht erfüllt“ (Schlaberg 2017: 127).
- Der Gegenstand  $y$  ist nicht selbst Oberfläche oder Teil von Oberfläche. „Beispielsweise eine Kaffeekanne ist nicht identisch mit irgendwelchem Erleben, irgendwelchen Erscheinungen, Geräusch-Erfahrungen, Stoß-Erfahrungen [...]“ (Schlaberg 2017: 126).

Aufgrund dieser beiden Merkmale von  $y$  *übersteigt*  $y$  die Oberfläche und ist  $y$  im weiteren Sinne theoretisch.

Man nimmt Vorhandensein allerdings auch in Anspruch für Entitäten  $y$ , von denen man (notwendigerweise) kein  $y$ -Erleben hat! Ein Beispiel ist Licht. Man kann Beleuchtetes oder Leuchtendes sehen, aber nicht Licht selbst. Die Beziehung  $X$ , von der man annimmt, dass Gesehenes  $y$  in der Weise  $X$  kausal dazu beiträgt, dass man  $y$  sieht, ist zwischen Licht und dem Sehenden nicht möglich. Das braucht man nicht einmal physikalischem Wissen zu entnehmen, wenn man nur annimmt, dass Licht dadurch zum Sehen beiträgt, dass es sich vom Gesehenen zum Sehenden bewegt. Denn könnte man Licht (b) sehen so, wie man Beleuchtetes oder Leuchtendes sehen kann, dann müsste sich wiederum Licht (a) vom Licht (b) zum Sehenden bewegen und wiederum jenes Licht (a) sichtbar sein, sodass sich Licht (c) von ihm (a) zum Sehenden bewegte – und so fort bis ins Unendliche. Zum Beispiel Licht, Elektronen und auch Phlogiston sind im engeren Sinne theoretische Entitäten (vergleiche Schlaberg 2017: 142–147 und 160–175), in der Literatur als „theoretische Entitäten“ diskutiert. Bezüglich dieser ist manchmal vermieden worden, ihnen überhaupt Realität zuzuschreiben (vgl. Psillos 2000: 264), teilweise aus der grundsätzlichen Erwägung heraus, für eine Theorie sei allein *empirische Adäquatheit* ausschlaggebend, nicht die reale Existenz von ihr postulierter Entitäten (vergleiche van Fraassen 1980).

Eine derartige Beschränkung auf empirische Adäquatheit – sagen wir: auf regelhaftes Verhalten der Oberfläche – mag durchführbar sein. Alltäglich thematisieren wir allerdings Gegenstände so, dass deren Vorhandensein vorausgesetzt wird. Das gilt auch für im engeren Sinne theoretische Gegenstände, wenn zum Beispiel von ihrem Nachweis die Rede ist.

Wenn man davon ausgeht, dass der Inhalt des Begriffs „vorhanden“ von Familienähnlichkeiten (vgl. Wittgenstein 1967: 48) geprägt ist, muss man für das Vorhandensein von im engeren Sinne theoretischen Entitäten nicht genau dieselben Bedingungen annehmen wie für das Vorhandensein im weiteren Sinne theoretischer Entitäten. Vielmehr genügt eine Ähnlichkeit: Während für im weiteren Sinne theoretische Gegenstände  $y$  das Vorhandensein von  $y$  als Disposition zu  $y$ -Erleben, zum Beispiel  $y$ -Erscheinungen, in Frage kommt, gibt es für im engeren Sinne theoretische Gegenstände kein  $y$ -Erleben. Beispielsweise gibt es keine Elektron-Erscheinungen, sofern wir von der Weise  $X$ , auf die Gesehenes  $y$  zu  $y$ -Erscheinungen beiträgt, erwarten, dass sie bei Elektronen  $y$  nicht möglich ist.

Demnach lässt sich das Vorhandensein von im engeren Sinne theoretischen Entitäten  $y$  als Disposition zu solchen Erlebnissen auffassen, die zwar nicht  $y$ -Erleben sind, jedoch Anzeichen für  $y$  im Rahmen einer expliziten Theorie. Diese Anzeichen können selbst Vorhandenes sein. Ein Beispiel: Man begreift eine Nebelspur in einer Wilson-Nebelkammer im Rahmen einer Theorie als verursacht durch Ionen und diese als verursacht durch  $\alpha$ -Strahlung. In keinem Fall erhält man  $\alpha$ -Strahlen-Erscheinungen. Die  $\alpha$ -Strahlen sind wie die Ionen im engeren Sinne theoretisch. Man erhält vielmehr sichtbare Nebelspuren – sagen wir: Nebelspur-Erscheinungen – als Anzeichen für Ionen, deren Entstehung in einer Theorie mit  $\alpha$ -Strahlung erklärt wird (vgl. van Fraassen 1980: 17).

## 7. Kultur und Kunst

Was hat all das mit *dem Kulturellen*, vor allem mit Kunst, zu tun? Versprochen wurde die Darlegung der Relevanz einer Klärung des Begriffs „vorhanden“ für die Kulturwissenschaften. Vor dem Hintergrund dieser Klärung wird die Pointe kurz. Es war Heidegger, der nicht nur auf die Rolle des Vorhandenseins für die Wissenschaften, sondern einige Jahre nach „Sein und Zeit“ auch darauf hinwies, inwiefern es in der Kunst als solcher gerade nicht um Vorhandenes (und auch nicht um Zuhandenes) geht. Heideggers Erläuterungen machen es völlig überflüssig, seinen Jargon aufzugreifen, weil er Phänomene beschreibt, die wir kennen:

Das Zeug nimmt, weil durch die Dienlichkeit und Brauchbarkeit bestimmt, das, woraus es besteht, den Stoff, in seinen Dienst. Der Stein wird in der Anfertigung des Zeuges, z.B. der Axt, gebraucht und verbraucht. Er verschwindet in der Dienlichkeit (Heidegger 1960: 46).

In dieser Hinsicht unterscheidet sich nach Heidegger das *Werk* vom *Zeug*:

Das Tempel-Werk dagegen läßt [...] den Stoff nicht verschwinden, sondern allererst hervorkommen [...]: Der Fels kommt zum Tragen und Ruhen und wird so erst Fels; die Metalle kommen zum Blitzen und Schimmern, die Farben zum Leuchten, der Ton zum Klingeln, das Wort zum Sagen. All dies kommt hervor, indem das Werk sich zurückstellt in das Massige und Schwere des Steines, in das Feste und Biegsame des Holzes, in die Härte und den Glanz des Erzes, in das Leuchten und Dunkeln der Farbe, in den Klang des Tones und in die Nennkraft des Wortes (Heidegger 1960: 46f.).

Das, worauf es nach Heidegger im Werk ankomme, nennt er „Erde“: „Das Werk läßt die Erde eine Erde sein“ (Heidegger 1960: 47). Was er mit „Erde“ meint, macht er in weiteren Ausführungen sehr deutlich:

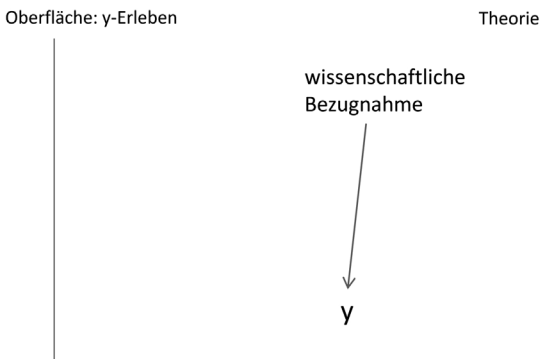
Der Stein lastet und bekundet seine Schwere. Aber während diese uns entgegenlastet, versagt sie sich zugleich jedem Eindringen in sie. Versuchen wir solches, indem wir den Fels zerschlagen, dann zeigt er in seinen Stücken doch nie ein Inneres und Geöffnetes. Sogleich hat sich der Stein wieder in das selbe Dumpfe des Lastens und des Massigen seiner Stücke zurückgezogen. Versuchen wir, dieses auf anderem Wege zu fassen, indem wir den Stein auf die Waage legen, dann bringen wir die Schwere nur in die Berechnung seines Gewichtes. Diese vielleicht sehr genaue Bestimmung des Steins bleibt eine Zahl, aber das Lasten hat sich uns entzogen. Die Farbe leuchtet auf und will nur leuchten. Wenn wir sie verständlich messend in Schwingungszahlen zerlegen, ist sie fort [...]. Die Erde läßt jedes Eindringen in sie an ihr selbst zerschellen (Heidegger 1960: 47f.).

Heidegger thematisiert hier das, was Nagel (1974) später als, wie es ist, zum Beispiel einen Stein zu tragen, einen Tempel zu sehen, Worte zu hören, ... unter einer dem Alltag entnommenen Formulierung zusammenfasst (vgl. auch Burley 2007). Die sprachanalytische Entdeckung ist hierbei: Es gibt eine natürlichsprachliche Redeweise, die das bezeichnet, was Heidegger „Erde“ nennt (den Bezug auf Heidegger haben analytische Philosophen nicht hergestellt). Beispiele für Redeweisen dafür, wie es ist, ... zu sehen, also für das hier als „Erscheinungen“ Bezeichnete, wurden genannt: „Ansicht ...“, „Blick auf ...“, „Aussicht auf ...“. Ganz offensichtlich sind Erscheinungen als solche das, worum es zum Beispiel in Landschaftsmalerei geht. Physiognomien – wie es ist, zum Beispiel Sokrates zu sehen – sollen in Porträts erlebbar werden (vgl. Böhme 1995: 101ff.). Auch in der Baukunst geht es primär darum: Es soll irgendwie sein, über den Petersplatz zu gehen, vor Palladios Villa Rotonda zu stehen, ... und anders soll es sein, vor Le Corbusiers Villa Savoy zu stehen (vgl. Schlaberg 2014). Zum Beispiel ein Symbolcharakter von Architektur würde Architektur so wenig motivieren wie das bloße Ziel, *ein Dach überm Kopf* zu schaffen.

Der Bezug auf *Qualia* ist allerdings nicht ganz kunstspezifisch. Er motiviert wohl allgemeiner das *Kulturelle*: „Wer für jemanden kocht, zielt mehr oder weniger darauf ab, dass es für den Bekochten in bestimmter Weise

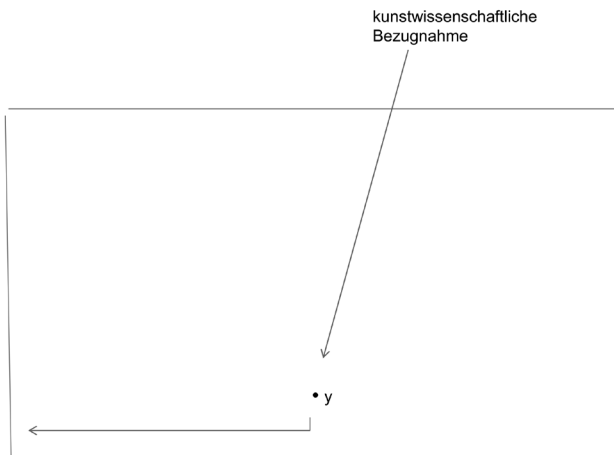
ist, das zubereitete Essen zu essen. Je wichtiger der Aspekt Kultur dabei ist, desto weniger geht es nur darum, den Bekochten zu ernähren, und desto mehr geht es auch darum, dass es für ihn in bestimmter Weise schmackhaft ist oder das Mahl auch optisch und olfaktorisch etwas zu bieten hat“ (Schlaberg 2017: 194). Es geht um *Wirkung*. Auch für Dichtung steht außer Frage, dass Worte *wirken* und andere Worte jeweils anders wirken; Heidegger spricht in diesem Zusammenhang von der „Nennkraft des Wortes“ (Heidegger 1960: 46).

Was bedeutet das für die Charakterisierung des Forschungsobjekts? Gegenstand der Wissenschaften ist etwas (y) normalerweise insofern, als es (y) vorhanden ist, das heißt auch: sofern es gerade nicht y-Erleben ist, sondern sein Vorhandensein von y-Erleben erfüllt, wahr gemacht, wird (Abb. 3).



**Abb. 3:** Oberfläche und wissenschaftliche Bezugnahme.

y als Kunstwerk oder allgemeiner als kulturell von Interesse zu verstehen, heißt allerdings, den Blick auf y-Erleben zu richten. Das Werk y ist als solches von Interesse, sofern es y-Erleben hervorruft. Dementsprechend wäre dies der wesentliche Aspekt, wenn es thematisiert wird (Abb. 4).



**Abb. 4:** Oberfläche und kunstwissenschaftliche Bezugnahme.



Für diese einfache Charakterisierung ist es erforderlich, einen Gang vor allem durch folgende Etappen von Philosophie und Wissenschaftstheorie zu machen:

- die Thematisierung von  $y$ -Erleben, ohne dafür  $y$  berücksichtigen zu müssen (Husserl, Goodman)
- die Rolle des Vorhandenseins für die Wissenschaften (Heidegger)
- die Charakterisierung von Dispositionen (Carnap, Reichenbach)

Das setzt an mehreren Stellen eine Wahrheitsbedingungen-Semantik voraus. Schlaberg (2017) nutzt den Gang dieser Argumentation als eine Gelegenheit, Leser mit wissenschaftlichem Hintergrund in die Thematisierung des Forschungsgegenstandes als solchen und insofern in die Philosophie einzuführen. Der Leser soll exemplarisch mit einem Aspekt konfrontiert werden, der eher spezifisch für (theoretische) Philosophie ist als eine Fülle anderer Aspekte.

Abschließend sei die typische, wenn nicht gar spezifische, Gerichtetheit der kulturellen, vor allem künstlerischen Praktiken, (und dementsprechend der Wissenschaften, die von diesen Praktiken handeln) auf Oberfläche, also auf  $y$ -Erleben statt auf das Vorhandene  $y$ , an einem Beispiel verdeutlicht: Melodien gehören zu wohl allen Musikkulturen. Bekanntlich kommt eine Melodie nicht nur dadurch zustande, dass vorhandene Töne zeitlich aufeinander folgen:

Wenn z.B. eine Melodie erklingt, so verschwindet der einzelne Ton nicht völlig mit dem Aufhören des Reizes bzw. der durch ihn erregten Nervenbewegung. Wenn der neue Ton erklingt, ist der vorangegangene nicht spurlos verschwunden, sonst wären wir ja auch unfähig, die Verhältnisse aufeinanderfolgender Töne zu bemerken, wir hätten in jedem Augenblick einen Ton, evtl. in der Zwischenzeit zwischen dem Anschlag zweier Töne eine leere Phase, niemals aber die Vorstellung einer Melodie. Andererseits hat es mit dem Verbleiben der Tonvorstellungen im Bewußtsein nicht sein Bewenden. Würden sie unmodifiziert bleiben, dann hätten wir statt einer Melodie einen Akkord gleichzeitiger Töne oder vielmehr ein disharmonisches Tongewirr, wie wir es erhalten, wenn wir alle Töne, soweit sie bereits erklingen sind, gleichzeitig anschlagen. Erst dadurch, daß jene eigentümliche Modifikation eintritt, daß jede Tonempfindung, nachdem der erzeugende Reiz verschwunden ist, aus sich selbst heraus eine ähnliche und mit einer Zeitbestimmtheit versehene Vorstellung erweckt, und daß diese zeitliche Bestimmtheit sich fortgesetzt ändert, kann es zur Vorstellung einer Melodie kommen, in welcher die einzelnen Töne ihre bestimmten Plätze und ihre bestimmten Zeitmaße haben (Husserl 1980c: 374f.).

Die presentistische These (vgl. Tallant 2009) lässt sich kurz so formulieren: Vorhanden ist nur, was jeweils jetzt vorhanden ist. Nun kann eine Melodie, zum Beispiel Beethovens sogenanntes Schicksalsmotiv (Abb. 5), im Sinne einer Folge von Tönen nicht jeweils jetzt vorhanden sein.

Violinen, Klarinetten

*ff*

Violen

Celli, Bässe

**Abb. 5:** Das Schicksalsmotiv. URL: <[https://de.wikipedia.org/wiki/5.\\_Sinfonie\\_\(Beethoven\)](https://de.wikipedia.org/wiki/5._Sinfonie_(Beethoven))>.

Denn wenn zu  $t_2$  das Es erklingt, gehört es zu Beethovens Motiv nur insofern, als es zu  $t_2$  als Nachfolger dreier vor  $t_2$  erklungener G-Achteltöne sozusagen im Ohr ist. Dabei sind diese G-Töne nichts als Schallwellen Vorhandenes!

Zu der Melodie gehört, dass sie eben nicht mehr erklingen, wenn das Es erklingt. Keine vorhandenen Schallwellen zu je verschiedenen Zeiten sind an Beethovens Motiv von Interesse. Was von Interesse ist, ist vielmehr ein Jetzt-Es-und-kurz-zuvor-G-Ton-Erleben. Wenn Musikwissenschaft Musik wie eine Abfolge von Vorhandenem beschreibt, ist das zwar sehr praktikabel, übersieht sie jedoch, was ihr eigentliches Thema ist. Die Melodie ist (wie der Rhythmus) *n i c h t v o r h a n d e n*. Was gestern oder soeben war, ist nicht mehr vorhanden; und was sogleich oder morgen sein wird, ist noch nicht vorhanden.

## Literatur

- Arendt, Hannah (1969). Martin Heidegger zum 80. Geburtstag. *Merkur* 10, 893–904.
- Barwise, Jon (1981). Scenes and other Situations. *The Journal of Philosophy* 78, 369–397.
- Barwise, Jon (1985). *The Situation in Logic-II: Conditionals and Conditional Information*. Center for the Study of Language and Information. Stanford University.
- Boghossian, Paul A. und J. David Velleman (1989). Colour as a Secondary Quality. *Mind, New Series*, 98, 389, 81–103.
- Böhme, Gernot (1995). *Atmosphäre*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BonJour, Laurence (2013). Epistemological Problems of Perception. In: Edward N. Zalta (ed.). *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2013 Edition). URL: <<http://plato.stanford.edu/archives/spr2013/entries/perception-episprob/>>.
- Burley, Mikel (2007). A Place for 'Something It Is Like' in Our Language. *Philosophical Writings* 35, 17–30.
- Carnap, Rudolf (1928). *Der logische Aufbau der Welt*. Wien. Nachdruck der ersten Auflage 1998. Hamburg: Meiner.

- Carnap, Rudolf (1936, 1937). Testability and Meaning. *Philosophy of Science* 3, 4. Neuauflage in: Herbert Feigl und Max Brodbeck (eds.) (1953), *Readings in the Philosophy of Science*. New York: Appleton-Century-Crofts, 47–93.
- Castañeda, Hector-Neri (1990). Indexicality: The Transparent Subjective Mechanism for Encountering a World. *Nous* 24, 735–750. Deutsch von Erich Rast und Helmut Pape: Indexikalität: Ein transparenter, subjektiver Mechanismus zur Erschließung der Welt. In: Matthias Kettner und Helmut Pape (eds.) (2005). *Indexikalität und sprachlicher Weltbezug*. Paderborn: Mentis, 17–35.
- Chisholm, Roderick M. (1957). *Perceiving*. Ithaca und New York: Cornell.
- Dennett, Daniel C. (2003). Who's On First? Heterophenomenology Explained. *Journal of Consciousness Studies* 10, 9, 19–30.
- Fine, Kit (2017). Truthmaker Semantics. Chapter for the Blackwell Philosophy of Language Handbook. URL: <[https://mleseminar.files.wordpress.com/2015/10/truthmaker\\_semantics\\_chapter\\_for\\_philosophy\\_of\\_language\\_handbook.pdf](https://mleseminar.files.wordpress.com/2015/10/truthmaker_semantics_chapter_for_philosophy_of_language_handbook.pdf)>. [Zuletzt aufgerufen am 28.06.2017].
- Goldstein, E. Bruce (2002). *Wahrnehmungspsychologie*. Heidelberg und Berlin: Spektrum. Zweite Auflage. Übers. v. Gabriele Herbst und Manfred Ritter. Original: *Sensation and Perception*. Australia: Wadsworth-Thomson Learning. 2002.
- Goodman, Nelson (1949). On Likeness of Meaning. *Analysis* 1, 1–7. Zitiert nach Leonard Linsky (ed.) (1952). *Semantics and the Philosophy of Language*. Urbana: University of Illinois Press.
- Goodman, Nelson (1968). *Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols*. Indianapolis: Hackett. Deutsch von Bernd Philippi (1997). *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Heidegger, Martin (1927). *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer. Zwölfte Auflage 1972.
- Heidegger, Martin (1960). *Der Ursprung des Kunstwerks*. Stuttgart: Reclam.
- Husserl, Edmund (1980a). *Logische Untersuchungen II/1*. Unveränderter Nachdruck der zweiten Auflage (1913), erste Auflage 1901. Tübingen: Niemeyer.
- Husserl, Edmund (1980b). Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung*. Bd. I/1. Unveränderter Nachdruck der zweiten Auflage (1922), erste Auflage 1913. Tübingen: Niemeyer.
- Husserl, Edmund (1980c). *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins*. Zweite Auflage, erste Auflage 1928. Tübingen: Niemeyer.
- Kant, Immanuel (1968). *Werke in zwölf Bänden, Band III: Kritik der reinen Vernunft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kratzer, Angelika (2014). Situations in Natural Language Semantics. Edward N. Zalta (ed.). *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2014 Edition). URL: <<http://plato.stanford.edu/archives/spr2014/entries/situations-semantics/>>.
- Kripke, Saul (1980). *Naming and Necessity*. Überarbeitete Auflage. Oxford: Basil Blackwell. Deutsch von Ursula Wolf (1981). *Name und Notwendigkeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kutschera, Franz von (1971). *Sprachphilosophie*. München: Fink.
- L.T.F. GAMUT (1982). *Logica, Taal en Betekenis, Vol. 2 Intensionale logica en logische grammatica*. De Meern: Uitgeverij Het Spectrum. Englisch: *Logic, Language, and Meaning. Volume II: Intensional Logic and Logical Grammar*. Chicago und London: The University of Chicago Press 1991.

- Meinong, Alexius (1904). Über Gegenstandstheorie. In: Alexius Meinong (ed.). *Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie*. Leipzig: Verlag von Johann Ambrosius Barth, 1–50.
- Menzel, Christopher (2015). Actualism. Edward N. Zalta (ed.). *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Spring 2015 Edition). URL: <<http://plato.stanford.edu/archives/spr2015/entries/actualism/>>.
- Moltmann, Friederike (2013). The Semantics of Existence. *Linguistics and Philosophy* 36, 1, 31–63.
- Nagel, Thomas (1974). What Is It Like to Be a Bat? *The Philosophical Review* 83, 4, 435–450.
- Nelson, Michael (2012). Existence. In: Edward N. Zalta (ed.). *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2012 Edition). URL: <<http://plato.stanford.edu/archives/win2012/entries/existence/>>.
- Noë, Alva (2004). *Action in Perception*. Cambridge: MIT Press.
- Posner, Roland (2010). Die Wahrnehmung von Bildern als Zeichenprozess. In: Dieter Maurer und Claudia Riboni (eds.). *Bild und Bildgenese*. Frankfurt a. M.: Lang, 139–183.
- Psillos, Stathis (2000). Carnap, The Ramsey-Sentence and Realistic Empiricism. *Erkenntnis* 52, 253–279.
- Putnam, Hilary (1975). The Meaning of ‘Meaning’. In: Hilary Putnam. *Philosophical Papers*. Band II. Cambridge: Harvard University Press, 215–271.
- Quine, Willard Van Orman (1961a). *From a Logical Point of View. Logico-Philosophical Essays*. Zweite Auflage. New York u.a.: Harper Torchbooks.
- Quine, Willard Van Orman (1961b). Two Dogmas of Empiricism. In: Quine 1961a, 20–47.
- Reichenbach, Hans (1938). *Experience and Prediction*. Chicago: Phoenix Books. The University of Chicago Press. First Phoenix Edition 1961.
- Reicher, Maria (2014). Nonexistent Objects. In: Edward N. Zalta (ed.). *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2014 Edition). URL: <<http://plato.stanford.edu/archives/win2014/entries/nonexistent-objects/>>.
- Schellenberg, Susanna (2007). Action and Self-Location in Perception. *Mind* 116, 463. July 2007, 603–631.
- Schellenberg, Susanna (2017). Perceptual Consciousness as a Mental Activity. *Nous* 2017, 1–20. 10.1111/nous.12209.
- Schlaberg, Claus (2014). Bauwerke sind Bauten, die wirken sollen. *Zeitschrift für Semiotik* 36, 1–2, 49–77.
- Schlaberg, Claus (2017). *Das Vorhandene als Gegenstand der Wissenschaften. Eine Einführung in die Philosophie für Wissenschaftler*. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (2009). *Der Leib, der Raum und die Gefühle*. Bielefeld: Aisthesis.
- Sellars, Wilfrid (1991a). *Science, Perception and Reality*. Atascadero: Riedgeview.
- Sellars, Wilfrid (1991b). Empiricism and the Philosophy of Mind. In: Sellars 1991a: 127–196.
- Smith, Barry und Jonathan Simon (2007). Truthmaker Explanations. In: Jean-Maurice Monnoyer (ed.). *Metaphysics and Truthmakers*. Frankfurt a.M.: Ontos, 79–98.
- Storm, Theodor (1988). *Der Schimmelreiter*. 5. Auflage. Hamburg: Hans Christians.
- Tallant, Jonathan (2009). Presentism and Truth-making. *Erkenntnis* (1975-) 71, 3, 407–416.

- Tarski, Alfred (1980). Die semantische Konzeption der Wahrheit und die Grundzüge der Semantik. In: Gunnar Skirbekk (ed.). *Wahrheitstheorien*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 140–189. Original: The Semantic Conception of Truth and the Foundations of Semantics. *Philosophy and Phenomenological Research* IV (1944).
- van Fraassen, Bas C. (1980). *The Scientific Image*. Oxford: Clarendon.
- Wittgenstein, Ludwig (1963). *Tractatus Logico-philosophicus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wittgenstein, Ludwig (1958). *Philosophical Investigations*. Oxford: Blackwell. Deutsch: *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1967.

*Dr. Claus Schlaberg*  
*Vogelsang 7*  
*D-29221 Celle*  
*E-Mail: claus@schlaberg.de*

